

Aktives Museum, Mitgliederrundbrief 37, Dezember 1997

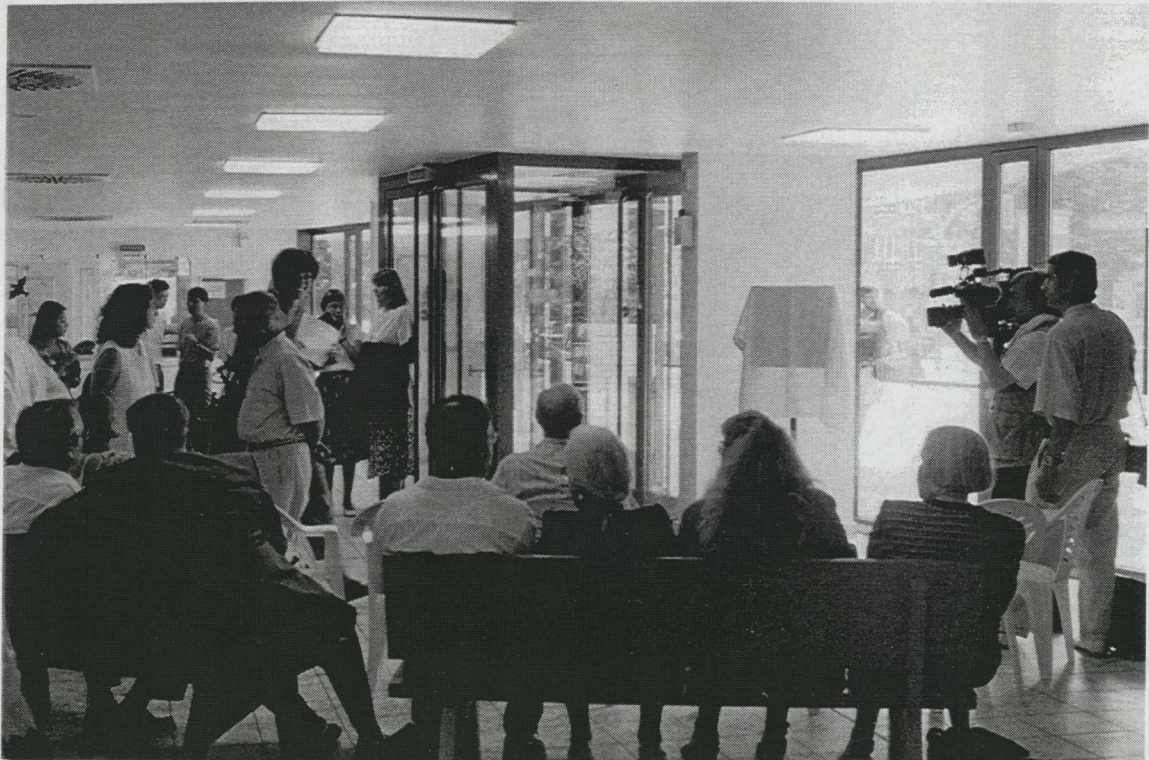


Foto: Steve Hochstadt

21. 8. 1997, Spreewaldbad in Berlin-Kreuzberg

Hier befand sich die Eingangshalle des Görlitzer Bahnhofs, auf dem am 21. 8. 1947 295 Berlinerinnen und Berliner, die vor den Nationalsozialisten nach Shanghai geflohen waren, ankamen.

Das Ereignis der Anbringung einer Gedenktafel für die am 21.08.1947 aus Shanghai nach Berlin zurückgekehrten 295 Emigranten, möchte ich zum Anlaß nehmen, einige persönliche Gedanken zu diesem erinnerungswürdigen Tag zu äußern:

Meine Schwester, 9jährig, und ich 12½ Jahre alt, sind nicht, wie unsere Eltern und die Mehrzahl der zurückkehrenden Erwachsenen in die "Heimat" zurückgekommen. Deutschland war für uns Kinder ein unbekanntes Land, in dem einige Verwandte der Mutter und Freunde des Vaters lebten. Über diese Personen hatten wir nur von unseren Eltern gehört und vielleicht aufgrund von einigen Fotos eine vage Vorstellung.

Aus meiner Erinnerung war aufgrund der Kriegsgeschehnisse, die wir sehrwohl durch die Eltern atmosphärisch mitbekommen hatten, Deutschland damals ein uns Emigranten feindlich gesonnenes Land.

Alle meine Zukunftserwartungen und Hoffnungen waren auf die Vereinigten Staaten von Amerika gerichtet und so stand für mich bis wenige Monate vor der Abreise außer Frage, daß wir dorthin fahren würden; dort, wo fast alle meine Freunde und Spielkameraden hingingen. Um so größer war die Enttäuschung, um nicht zu sagen Empörung, die ich meinen Eltern gegenüber äußerte, als mir mitgeteilt wurde, daß wir nach Deutschland zurückkehren würden. Meine Träume waren zerbrochen.

Der Vater begründete den Entschluß, nach Deutschland zurückzukehren mit seiner angeschlagenen Gesundheit und der Dringlichkeit, das subtropische Klima so schnell wie möglich zu verlassen und außerdem fielen wir ja unter die "polnische Quote", wodurch eine Weiterwanderung nach den USA um Jahre verzögert worden wäre. Meine Mutter verspürte starke Sehnsucht nach ihren christlichen Verwandten.

Also ging es mit der "Marine Lynx" nach Neapel, wo wir nach gut dreiwöchiger Seefahrt etwa am 16. August eintrafen. Als der weiterfahrende Güterzug die Grenze nach Deutschland von Süden aus überfahren hatte und wir einzelne Städte passierten, war ich von deren Zustand – gelinde gesagt - irritiert. Ruinen über Ruinen, abgehärmte Menschen in schäbiger Kleidung. Das waren die ersten Bilder, die ich von dem fahrenden Zug aus wahrnehmen konnte. Als wir uns Berlin näherten, wurde die Trostlosigkeit immer größer und ich hatte das Gefühl, in eine Mondlandschaft zu kommen.

Ich fühlte mich von meinen Eltern verraten und verkauft. Immerhin hatte ich von den U.S.A. konkrete Vorstellungen und auch einige Erfahrungen, da wir die letzten zwei Jahre in Shanghai fast täglich freundschaftliche Kontakte mit amerikanischen Armeeangehörigen hatten, die uns Emigrantenkindern sehr aufgeschlossen gegenüber waren und uns bei verschiedenartigen Unternehmungen – hier fällt mir vor allem die von mir und meinen Freunden mit großer Begeisterung an den Wochenenden ausgeübte Pfadfinderei ein – tatkräftig unterstützten.

So durften wir auf dem militärischen Übungsgelände unsere Zelte errichten, die sanitären Einrichtungen benutzen und wurden mit Essen versorgt. Vor allem haben wir die dort untergebrachten technischen Ausrüstungen und den üppigen Fuhrpark bewundert. Als Stadtführer, die im Jeep herumgefahren wurden, waren wir bei den amerikanischen Soldaten sehr begehrt. Auch wurden wir häufig auf die im Hafen liegenden Kriegsschiffe zum Eiscreme essen und Filmvorführungen eingeladen. - Das alles war nun vorbei.

Zurück in Berlin gab es wohl für alle uns Kids große Anpassungsprobleme, vor allem mit der Schule und - damit im Zusammenhang stehend - der deutschen Sprache. Zwar haben wir uns in der Familie in Shanghai meist in Deutsch unterhalten (sonst in der Schule nur Englisch), doch fehlten praktisch jegliche Kenntnisse im Schriftdeutsch, auch in der Grammatik und der Lesefertigkeit. Zusätzlicher Russischunterricht und nach 2 Jahren auch noch Latein haben die Lücken im Deutschen zunächst noch verschärft.



Foto: Steve Hochstadt.

Der am 21. August 1947 mit seiner Familie in Berlin angekommene Peter Konicki spricht

B368

Als ich mich im Verband der 11. Klasse gut integriert hatte - ein Jahr vor dem Abitur - und auch ein überdurchschnittlicher Schüler war, stand wiederum eine große Veränderung bevor. Mein Vater hatte sich entschlossen, seine florierende pharmazeutische Großhandlung in der Schönhauser Allee aufzugeben, da ihm von staatlichen Stellen zunehmend Schwierigkeiten bereitet wurden.

Ende Februar 1953 verließ die Familie illegal Ostberlin und nur wenige persönliche Sachen, die man am Körper tragen konnte, konnten von uns unauffällig über die Grenze nach Westberlin "geschmuggelt" werden. Damit war auch die wertvolle Wohnungseinrichtung wieder einmal futsch.

In Westberlin habe ich 1955 mit Abschluß der 13. Klasse das Abitur gemacht, um anschließend an der Technischen Universität Berlin Wirtschaftswissenschaften zu studieren. 1964 habe ich das Diplom als Wirtschaftsingenieur erhalten.

Nachdem ich mich im Laufe der Schul- und Studienjahre recht gut in die deutsche Gesellschaft und den hiesigen Alltag eingelebt hatte, traten mit dem neuen Lebensabschnitt - der beruflichen Tätigkeit - neue Konflikte auf. Ich hatte keine genaue Vorstellung, ob ich die Hierarchie in einem privaten oder öffentlichen Unternehmen durchlaufen oder mich schon von vornherein zur Selbständigkeit orientieren sollte. Meine Neigung war eigentlich von Anfang an, selbst verantwortlich zu handeln und zu entscheiden, um nicht weisungsgebunden zu sein. Das entsprach wohl der Familientradition.

Nach einem kürzeren Umweg wurde ich zunächst Mitarbeiter in einem Expertenbüro, um dann schließlich - nach Bestallung und Vereidigung durch die Industrie- und Handelskammer zu Berlin - 1970 mein eigenes Sachverständigenbüro, das ich auch noch heute führe, zu eröffnen.

Der Rückblick auf meine Erfahrungen in Deutschland nach unserer Rückkehr 1947 veranlaßt mich zu einer gewissen Skepsis der deutschen Nachkriegsgesellschaft gegenüber.

Ein latenter Antisemitismus, z.B. durch Erzählen von sog. Judenwitzen oder antijüdischen Redewendungen, ist mir von Anfang an schon in der Schule – allerdings überwiegend erst in Westberlin – begegnet. Meist werden diese Bemerkungen gedankenlos und unbewußt gemacht. Aufgefallen ist mir auch im Laufe der Jahre, daß im Konflikt Israels mit den arabischen Staaten häufig in Presseartikeln oder Fernseh-Sendungen die Tendenz bestand, Israel für irgendwelche unschönen Handlungen schnell zu verurteilen, aber arabische Terrorakte herunterzuspielen.

Vorgekommen ist auch, daß mir eine Sekretärin – nachdem sie meinen jüdischen Hintergrund zufällig mitbekommen hatte – erklärte, nicht länger für mich arbeiten zu wollen.

Ein langjähriger Geschäftspartner erklärte mir einmal, nachdem er erfuhr, daß unsere Familie während der Nazi-Zeit aus rassistischen Gründen in Shanghai zubringen mußte, daß nach seiner Einschätzung ich in Deutschland nichts verloren hätte.

Nach meinem Empfinden tut sich das vereinigte Deutschland mit den relativ wenigen, in diesem Land lebenden Juden noch immer schwer.

Kennzeichnend für die "Volksmeinung" über das "andere Deutschland" ist aktuell die öffentliche Diskussion in der Frage, eine Straße oder einen Platz nach Marlene Dietrich, einer Weltbürgerin und Nicht-Jüdin, in Berlin zu benennen, der Stadt aus der sie stammte.

Peter Konicki, Berlin



Foto: Steve Hochstadt

Christine Fischer-Defoy dankte allen, die am Zustandekommen der Gedenktafel beteiligt waren:
der Bürgermeisterin von Berlin, Christine Bergmann, die die Schirmherrschaft über unsere
Shanghai-Projekte 1997 übernommen hatte,
ihrer Staatssekretärin Helga Korthaase, die sie bei der Gedenktafelenthüllung vertrat,
dem Vorstand der Berliner Bäderbetriebe als Hausherrn,
den im Bezirk Kreuzberg Beteiligten,
den Spenderinnen und Spendern insbesondere Sylva Franke,
und vor allem den anwesenden Berliner Shanghaiflüchtlings, die aus aller Welt zu unserem
Seminar und dem Gedenktag nach Berlin gekommen waren.